

Von Büchern

Marius Reiser, Bibelkritik und Auslegung der Heiligen Schrift. Beiträge zur Geschichte der biblischen Exegese und Hermeneutik (= WUNT 217), Mohr Siebeck, Tübingen 2007, ISBN 978-3-16-149412-3, 407 S., 94,- €.

Kein geringerer als Hermann Sasse war es, der von der durch Kardinal Bea Mitte des 20. Jahrhunderts eingeleiteten Öffnung Roms für die moderne Exegese in Verbindung mit einem Festhalten an der traditionellen Inspirationslehre Impulse auch für ein an der biblischen Sache orientiertes fruchtbares Gespräch zwischen den Konfessionen erhoffte. Daß diese Hoffnung bei aller Berechtigung doch getrogen hat, liegt – und da treffen sich Sasses scharfsinnige Beobachtungen mit zahlreichen Einsichten des vorliegenden Buches – u. a. daran, daß man auf römisch-katholischer Seite nach Jahrzehnten der antimodernistischen Beschränkung nun allzu unkritisch bereit war, den Irrungen und Wirrungen der im Protestantismus gepflegten „historisch-kritischen Methode“ zu folgen.

Reiser, der selbst Inhaber eines Lehrstuhls für neutestamentliche Theologie an der Universität Mainz gewesen ist, unterzieht diese Methode in gleich mehreren der hier versammelten Aufsätzen auf der Basis der Untersuchung von Stationen ihrer neuzeitlichen Entstehungsgeschichte einer kritischen Analyse. Dies geschieht freilich nicht in destruktiver Absicht, sondern im Bemühen, der erheblichen theologischen Defizite und geistlichen Verluste ansichtig zu werden, die sich aus der konfessionsübergreifend monopolartigen Herrschaft der historisch-kritischen Bibelauslegung in der modernen Theologie ergeben. Diese Defizite gipfeln darin, wie Reiser wiederholt betont, daß sich eine die Hypothesenberge der kritischen Hermeneutik dogmatisch verabsolutierende Bibelwissenschaft geradezu zwangsläufig vom kirchlichen Kontext und den geistlichen Inhalten der Verkündigung und Lehre, insbesondere aber auch von über Jahrhunderte bewährten Strängen einer geistlich-theologischen Auslegungsgeschichte der Heiligen Schrift entfremdet hat. „Die wachsende Flut unbedachter historischer Hypothesen und unnötiger literarkritischer Spekulationen können wir nur mit größter Unruhe betrachten“ (S.271). Zu den Ursprüngen dieser Entwicklung schreibt Reiser scharfsinnig: „Die historisch-kritische Exegese ist nun einmal nicht durch neue Methoden und Erkenntnisse entstanden, sondern durch einen Wandel der philosophischen, weltanschaulichen, dogmatischen Selbstverständlichkeiten. Dieser Wandel hat es mit sich gebracht, daß vieles, was vorher durchaus plausibel war – z. B. die Möglichkeit von Wundern und prophetischen Weissagungen – plötzlich gar nicht mehr glaubhaft scheint“ (S.270). Ähnlich wie Martin Hengel auf evangelischer Seite fordert er daher seine exegetischen Zunftgenossen dazu auf, sich wieder stärker an der Methodik der Philologie zu orientieren. „Die Umsicht und Zurückhaltung von Althistorikern und Klassischen Philologen, wenn es um

historische Rekonstruktionen geht, steht in einem merkwürdigen Kontrast zu der Leichtfertigkeit, die in dieser Hinsicht unter Bibelwissenschaftlern herrscht. Man denke nur an die Zuversicht, mit der heute zahlreiche Exegeten gegen die Quellen behaupten, Jesus sei nicht in Bethlehem, sondern in Nazaret geboren“ (S.271).

Neben einer immer wieder eingeforderten Korrektur und Selbstkritik der historisch-kritischen Exegese will der Verfasser diese Defizite insbesondere durch die Berücksichtigung der geistlich-figürlichen bzw. mystischen Schriftauslegung in der Kirchengeschichte korrigiert sehen. Eine von historisierenden Fehlurteilen zu befreiende Wahrnehmung und Rezeption der Stärken der sogenannten vorkritischen Hermeneutik ist die Folge. In diesem Anliegen trifft sich Reiser als römisch-katholischer Theologe von exegetischer Seite her mit einem Grundanliegen der neueren Erforschung der vorkritischen Exegese und Hermeneutik wie sie im reformatorischen Lager in unserer Zeit einstweilen hauptsächlich von Kirchengeschichtlern wie Bengt Hägglund und Johann Anselm Steiger vorgetragen wird.

Freilich ist Reisers Wahrnehmung (und Ablehnung) des reformatorischen Schriftprinzips einschließlich der These von der Selbstausslegung der Schrift widersprüchlich und mehr durch die neuzeitlichen Interpreten (und Verfälscher) des Schriftprinzips als durch die Reformatoren selbst geprägt. Denn schon aufgrund der Unterscheidung zwischen der Heiligen Schrift und dem durch sie wirkenden dreieinigen Gott hielten die lutherischen Reformatoren am unlöslichen Mit- und Zueinander von Schriftprinzip und Glaubensregel fest. Allerdings wird bei Reiser nun auch deutlich erkennbar, worin der nach wie vor bestehende konfessionelle Gegensatz unter anderem besteht, wenn er darauf hinweist, für die römisch-katholische Kirche seien Schrift und „Regula fidei“ Schöpfungen der Kirche. Die damit einhergehende These, die Schrift könne nicht aus sich selbst sprechen, läßt allerdings umgekehrt fragen, wie bei konsequenter Durchführung des damit einhergehenden Traditionsprinzips am Ende noch zwischen rechter und falscher Schriftauslegung unterschieden werden kann.

So nimmt es einerseits nicht wunder – und führt tatsächlich von reformatorischer Sicht aus zu Irritationen –, daß Reiser die allegorische Auslegung des Origenes als vorbildlich ansieht und mit diesem bei der Frage nach der Historizität der in der Schrift erzählten Ereignisse insbesondere etwa der Ur- und Vätergeschichte höchst freizügig umgeht. Zweiter wichtiger Gewährsmann Reisers ist in diesem Zusammenhang der nach Reisers eigenen Darlegungen zu Unrecht (zumeist von „protestantischen“ Gelehrten) für die Entwicklung der historisch-kritischen Methode in Beschlag genommene frühneuzeitliche (römisch-katholische!) Gelehrte Richard Simon. Der konfessionelle Gegensatz leuchtet auch dort auf, wo Reiser nicht nur im Gottesknecht Jesajas und im Gottessohn des Weisheitsbuches, sondern auch in der Figur von Platons

„Gerechtem“ Präfigurationen Jesu Christi erkennt.

Auf der anderen Seite kann man gerade aufgrund der neueren Forschungen zur geistlich-figürlichen Schriftauslegung in der Reformation und in der lutherischen Orthodoxie auch vom reformatorischen Schriftprinzip herkommend einem Satz wie dem folgenden die zustimmende Anerkennung nicht verwehren: „Die Allegorese als die klassische Methode einer spirituellen Exegese beruht auf einer Reihe klarer hermeneutischer Prinzipien, insbesondere dem Axiom der Inspiriertheit der ganzen Schrift und der Anerkennung der Regula fidei als aus der Schrift abgeleiteter Richtschnur, der eine Einzelexegese nicht widersprechen durfte“ (S.378). So kann Reiser dann auch prominente lutherische Vertreter einer hermeneutisch durchreflektierten geistlich-allegorischen Schriftauslegung wie Johann Gerhard und Salomon Glassius lobend aufnehmen. Die These, die „Qualität der allegorischen Exegese“ bemesse sich „an der sachlichen Angemessenheit des gefundenen Gedankens im Hinblick auf das Ganze der Heiligen Schrift“ (S.138), kann ebenso wie die Rede von der aus der Schrift abzuleitenden Regula fidei auch als Implikat des reformatorischen Schriftprinzips verstanden werden. Reiser betont gerade von der gründlichen Durchreflektion der geistlich-allegorischen Exegese her, wie sie u. a. in der altlutherischen Hermeneutik zu finden ist, zu Recht die Überlegenheit der auch allegorisch arbeitenden Exegese gegenüber der historisch-kritischen, die u. a. darin bestehe, daß letztere „bisher keine umfassende Hermeneutik“ hervorgebracht habe (S.138). Verdienstvoll ist in diesem Zusammenhang Reisers wiederholte kritische Auseinandersetzung mit dem evangelischen Exegeten Ulrich Luz. Beachtung verdienen zudem die Hinweise auf die messianische Auslegung zahlreicher alttestamentlicher Stellen im älteren Judentum, an die vormoderne christliche Schriftausleger positiv anknüpfen konnten. Erst als Reaktion auf die frühchristliche Kirchenväterexegese nahm man im Judentum zunehmend Abstand von messianischen Schriftdeutungen, was dann gewissermaßen von der aufklärerischen Bibelexegese im Protestantismus bestätigt wurde. Ausdrücklich bekräftigt Reiser die Richtigkeit der Deutung von Jes 7,14 auf die Jungfrau bei Luther, eine Auslegung, die 1900 Jahre in der Kirche unangefochten Bestand hatte, bevor die historische Kritik meinte, damit aufräumen zu müssen.

So erweist sich dieses Buch trotz des darin verdienstvollerweise nicht verschleierte konfessionellen Gegensatzes als höchst anregend auch für lutherische Theologen, die um der theologischen Sache willen an einer kirchlich gebundenen und die voraufklärerische Bibelexegese fruchtbar aufnehmenden Hermeneutik festhalten wollen. Reisers Stil ist spannend, seine Belesenheit ist stupend und macht sein Buch schon von daher zu einer Fundgrube, in der man von einer Entdeckung zur nächsten geführt wird. Nicht nur hat er alle bekannten und weniger bekannten Forscher an der Geschichte der Bibelauslegung der letzten 200 Jahre ausgewertet. Er scheut sich auch nicht, C. S. Lewis (zu den Fluchpsalmen!), Michel de Montaigne, Johann Georg Hamann, Annette von Droste Hülshoff, Jonathan Swift, Matthias Claudius, Gryphius und Tersteegen

zu zitieren, wo diese Gewichtiges zum exegetisch-hermeneutischen Gespräch beizusteuern haben. Der durch die historisch-kritische Exegese markierte Traditionsabbruch ist, so lautet die in dieser Arbeit vielfach untermauerte These, kein Schicksal und daher auch nicht irreparabel. Freilich muß man sich die Mühe machen, die heilsamen Pfade zu den lange verschütteten Schätzen der Auslegungsgeschichte aufzusuchen. Marius Reiser hat hierfür zahlreiche Schneisen geschlagen.

Armin Wenz

Christoph Bultmann, Lutz Danneberg (Hg.), Hebraistik – Hermeneutik – Homiletik. Die „*Philologia Sacra*“ im frühneuzeitlichen Bibelstudium (= *Historia Hermeneutica. Series Studia 10*), Walter de Gruyter, Berlin/Boston 2011, ISBN 978-3-11-025944-5, 576 S., 99,95 €.

Dieser Band geht zurück auf eine im Jahr 2006 an der Forschungsbibliothek Gotha veranstaltete Tagung, die in erster Linie der *Philologia Sacra* des lutherischen Hebraisten, Jenaer Theologieprofessors (in der Nachfolge von Johann Gerhard) und langjährigen Gothaer Superintendenten Salomon Glassius (1593–1656) gewidmet war. Dieses Werk, das zwischen 1623 und 1636 zunächst in einzelnen Teilen erstmals erschien und bis zum Jahr 1743 in seiner Gesamtheit zehn Nachdrucke erlebte, gilt den Herausgebern als Standardwerk der lutherischen Bibelhermeneutik in der Frühen Neuzeit. Dieser Befund ist bereits deshalb plausibel, weil Glassius in seiner fünfbandigen „*Philologia*“ quasi den Ertrag der lutherischen Bibelhermeneutik seit Luther und Melanchthon in bis dahin unerreichter systematischer Durchdringung darzulegen in der Lage war, weshalb dieses Werk weit über die Theologie hinaus auch für die Wissenschaftsgeschichte von großer Bedeutung ist. Einige der aufgenommenen Beiträge entstanden erst im Anschluß an die Tagung. Andere liegen jetzt in substantiell erweiterter Form vor.

Letzteres gilt insbesondere für die knapp 300 Seiten umfassende Einordnung des Glassius'schen Werkes in die Wissenschaftsgeschichte von der Antike bis zu Leibniz durch den Berliner Literaturwissenschaftler Lutz Danneberg. Dieser problematisiert zunächst den Aufbau der „*Philologia*“, die Glassius in der Abfolge von „*Philologia Sacra*“ (im engeren, Textkritik, Stilanalyse und Hermeneutik umfassenden Sinn), „*Grammatica Sacra*“, „*Rhetorica Sacra*“ und „*Logica Sacra*“ gliedert. Danneberg zeichnet nach einer werksinternen Analyse den Entwurf von Glassius ein in das seit der Antike geprägte komplexe Miteinander der literaturwissenschaftlich-philosophischen Disziplinen der Logik, der Grammatik und der Rhetorik, deren jeweilige Zuordnung changieren konnte, je nachdem, ob es einem Autor um die Darstellung einer Theorie der Texterschließung oder der Textproduktion ging. Der Befund bei Glassius ist höchst komplex, da bei ihm beide Tendenzen sowohl in der Gesamtstruktur als